

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

18 (21.1.1922) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Der **Wahn der weißen Nahrung**. Als während des Krieges das weiße Brot von unfern Fischen beschwand und an seine Stelle buntes trat, da hoben die Ärzte mit Recht hervor, daß dieses von uns so verachtete „Schwarzbrod“ sehr viel mehr Nährwert besitzt als das weiße Brot. Aber befehrt haben wir uns deswegen doch nicht, und nachdem die schlimmsten Zeiten der Not vorbei waren, trat auch gleich wieder das Weißbrod hervor, das nun einmal für feiner und besser gilt. Doch aber diese Vorliebe für weiße Nahrung eine der größten Sinnlosigkeiten ist, die die Mode auf dem Gewissen hat, das hebt der englische Nahrungsmittelforscher Charles W. Siseley in einem Aufsatz hervor, in dem er den „Wahn der weißen Nahrung“ bekämpft. Die unnatürliche Weiße unseres Brotes, auf die wir stolz sind, nimmt der Nahrung ihren Geschmack und fast alle ihre Nährkraft. Die Ärzte erklären das Weißbrod für so manche Krankheit verantwortlich; die Zahnärzte betonen, daß das Schwarzbrod unsern Zähnen viel dienlicher ist. Aber das Publikum will von diesem Fettsäure nicht ablassen und bringt sich um wichtige Kraftquellen, nur weil das Weißbrod „so hübsch aussieht“. Dieselbe Manie für das Weiße hat den Nährwert unseres Brotes schwer geschädigt. Der alte braune Ruder, der unsern Großeltern so gut schmeckte und bei dem sie so trefflich gediehen, ist heute aus unserm Gesichtskreis verschwunden, und so mancher mag glauben, daß das Weiß die Naturkräfte des Brotes sei. Das ist sie aber keineswegs, sondern dieses flecklose Aussehen, das der Hausfrau so gut gefällt, wird nur durch eine Raffinerie herbeigeführt, die dem Ruder viel von seinen für den Menschen nützlichen Eigenschaften nimmt. Ebensovienig wie man heutzutage andern Ruder kauft als Schneeweisen und ganz trockenen, fordert man auch weißen Reis. Aber der Reis mit seiner natürlichen braunen Färbung besitzt allein die hohen Nährwerte, die zum Aufbau des menschlichen Körpers erforderlich sind. Unser weißer Reis hat verschiedene Prozesse durchgemacht, die ihn um eines leeren Vorurteils willen Substanzen berauben. Der Reis ist fast die einzige Nahrung des Ostens, aber der richtige Reis mit seiner nahrhaften braunen Hülle. Die Indier oder Chinesen würden von dem Weiße, den sie bei uns kaufen könnten, nicht das Leben fristen. So sind alle drei wichtige Gegenstände unser täglicher Nahrung ihrer besten Kräfte beraubt durch lächerliche äußere Gründe, durch Vorliebe für eine bestimmte Farbe und für ein hübsches Aussehen. Aber die Mode ist mächtiger als die Vernunft, und so wird wohl der „Wahn der weißen Nahrung“ weiter herrschen.

Die berühmteste Brieftaube der Welt. In Derby ist kürzlich im Alter von 14 Jahren die berühmte „König von Rom“ genannte Brieftaube eingegangen, die im Jahre 1913 durch einen Refordflug, den sie von Rom nach Derby über eine Entfernung von rund 1000 Km. ausführte, zur Weltberühmtheit gelangte. Die Taube startete bei dem internationalen Wettflug in Rom am 29. Juni 1913 und traf am Spätabend des 30. Juni in Derby ein. Die Leistung war um so bedeutender, als die atmosphärischen Bedingungen bei dem Wettflug ungewöhnlich ungünstig waren. Die in Rom aufgelassenen Tauben hatten die Küste des Mitteländischen Meeres in der ersten 200 Km. umflossenden Etappe erreicht. Nachdem sie weitere 240 Km. geflogen waren, stellte sich ihnen als schweres Hindernis die Alpenkette entgegen. Bei dem Versuch, sie zu überqueren oder sie zu umfliegen, fand der größte Teil der am Wettflug teilnehmenden Tauben den Tod. In Amerika wurden zwar von Brieftauben wohl größere Flüge ausgeführt als der dem „König von Rom“ 1913 gelungene, doch ist dabei zu berücksichtigen, daß die amerikanischen Tauben keine Hindernisse wie hohe Gebirgsketten oder eine 30 Km. lange Seestrecke zu überwinden hatten.

Entenjagd mit Kanonen. Zu den seltensten Jagdarten, deren sich die Menschen bedienen, gehören ohne Zweifel die in China vielfach üblichen Entenjagdereien, bei denen als Jagdwaffen — Kanonen verwendet werden. Diese wunderliche Jagdmethode hat sich indes, so merkwürdig es auch klingt, in diesem Fall bis jetzt recht gut bewährt. Auf den sehr ausgedehnten Reisfeldern sammeln sich fast stets große Massen von Wildenten an, die, weil sie die Felder beträchtlich schädigen, eifrig verfolgt werden. Mit den bei uns üblichen Jagdmethoden ließe sich nun diesen Tiermassen gegenüber — es fehlten auch wohl die geübten Jäger — nicht viel machen. Deshalb pflegt man die Enten, die durch die stete Verfolgung auch sehr schlau sind, zunächst durch allerhand Mittel anzulocken und festzuhalten, um dann, wenn möglichst alle an einer Stelle zusammen sind, eine mit großem Schrot geladene Kanone mitten unter sie abzufeuern. Die Jagdergebnisse sind natürlich fast immer glänzend, da die aufstiegsenden Vögel durch die ausgiebige Schrotwirkung in ansehnlichen Mengen „zur Strecke“ gebracht werden.

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von West u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luitpoldstraße 24.

Rätfelreife

Bilderräfel



Magisches Quadrat

b	b	b	o
o	o	o	o
o	o	i	l
l	r	r	r

Die Buchstaben in obensiehender Figur sind so zu ordnen, daß die einzelnen Zeilen und waagerechten Reihen gleichlautend folgendes begeben:

1. Eine Pflanze, aus deren Frucht ein Genußmittel hergestellt wird. 2. Ein männliches Tier. 3. Ein Werkzeug. 4. Ein Baum.

Viereck-Räfel

Die Wörter: Schule, Ritter, Fendel, Kangel, Jaguar und Signal sind in ein Viereck von 6x6 Feldern so untereinander zu bringen, daß die von links oben nach rechts unten laufende Linie einen Zeitabschnitt nennt.

Silben-Räfel

Die erste schön weiß,
War lang auf der Meiß;
Die zweite, schön bunt,
Springt rasch wie ein Hund;
Die dritte, blutrot,
Wingt Schreden und Tod;
Das ganze im Winter
Ein Spiel für die Kinder!

Auflösungen der Räfel in der Nummer der 2. Woche

Magisches Flügel-Räfel: Minna, Fanni, Marga, Maria, Scharab: Bitterblatt.
Wesuchskarten-Räfel: Altwarenhändler.
Räfel: Papp, Mapp, Kapp, Kapp.

Wichtige Lösungen fanden ein: Friedr. Ammer, Jun., Karl Nagel, Karlsruhe.

Witz und Humor

Zu hübsch. „Gib mir mal meinen Hut, Schorsch!“ — „Warum denn?“ — „Na, damit ich u 'runterum kann — da hinten kommt der Herr Pfarrer!“

Der glückliche Finder. „Wat, gefunden hast Du den feinen Alfier? Wo denn?“ — „Mayer: „In een Schaufenster!“

Schlimmes Kopfleiden. A.: „Wie geht es Ihrer Frau?“ B.: „Nur Kopf macht ihr viel zu schaffen.“ A.: „Reidet sie denn an Neuralgie?“ B.: „Das gerade nicht, aber sie will wieder einmal einen neuen Hut haben.“

Einfach. Gast zum Wirt, bei dem er genießt hat: „Raum zündet man die Lampe an, so sieht man nichts anderes als Ungeziefert!“ Wirt (ruhig): „Na, so schenke Se se wieder aus!“

Die Ruhestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

3. Woche

Karlsruhe, den 21. Januar

1922

Die Gewohnheit

Ich bin der Morgenrauh, der schwer auf deinem Herzen liegt; ich bin ein Kuh, der Liebeser auf deinen Mund sich schmiegt. Ich bin die Stimme deiner Zeit, und wie du dich empörst, Ich bins, auf die in Luft und Leid du stets als erste hörst.

Ich lenke dich mit leiser Hand, Du ahnst nicht, wer ich bin. Ich bin dir, die du nie gekannt, treueste Begleiterin: Du kennst die Wahrheit, doch du läugst, und dein ist meine Schuld; du liebst die Freiheit und du flücht dich feig — Ich sprach: Gebuld.

Ich bin der Trägheit dumpfer Rauch, dein Wille liegt erschafft. Ich sage, daß aus altem Brauch kein neuer Ton dich rafft. Ich nehme dich an meine Brust, wenn schmerzlich auf du schreist — Ich bin es, der du unbewußt dein bestes Leben weisst!

John Henry Maday

Der heilige Strom

Von D. de Fries

Erben teilt die Sonne den Nebel in der Ebene von Venares und vergoldet die Spitzen der Türme und Tempel. Schnell gleitet der sonnige Schein hinab — hinab zum heiligen Ganges.

Weide Hände hoch gen Himmel erhoben, steht der Gläubigen Schar im Wasser, verneigt sich tief vor dem aufgehenden Gestirn und taucht die Arme in die heiligen Fluten. Ein leises Klüstern, ein Surren, ein Murmeln der vieltausendköpfigen Menge geht über das Wasser:

„O, Sonnengöttin!
Königin des Himmels und der Erden!
Spenderin des Lichtes, du
Spenderin der Kraft!
Heilig, heilig bist du!“

Und wieder hebt die gläubige Menge die Hände, hebt sie wie Hilfe flehend zur Sonne, verneigt sich tief und verharrt in andächtigen Schweigen.

Wehr und mehr füllt sich der Fluß mit Betenden; Männer, Frauen und Kinder. Noch immer entströmen neue Menschenmassen der Stadt und ergießen sich über die hohen breiten Treppen hinab zum Fluß. Kein Geschrei, kein Lärm, ja kein Laut dringt aus dieser Menge, die in erhabener Ruhe der Erfüllung ihrer höchsten Pflicht den Göttern gegenüber entlageneht.

So schritten vor ihnen ihre Väter dahin und deren Väter und Väter — eine endlose Kette im Leben der Menschheit, die kein Hirn auszubedenken vermag, denn seit Ewigkeit fluten die Wasser des heiligen Stromes vorbet an den Mauern von Venares. Seit Ewigkeit brüht der Mensch hier über das große Räfel: „Wo war der Anfang? Wie wird das Ende sein?“

Ich sah im Stab und ließ mich mit dem Strom treiben, entlang an betenden Menschen, entlang an Tempel, Palast, Stätte.

„Siehst du den heiligen Mann, Sahib, auf jenen Felsen? Er gelobte, den Blick nicht abzuwenden von der Sonne und ward beraubt des Augenlicht durch sie, die er anbetete. — Schau dort, Herr, jene Bambushütte, du siehst den dünnen, hoch erhobenen Arm des Fakirs? Er gelobte, nie mehr sich dieses Armes zu bedienen, als zum Gebet gen Himmel erhoben. Der Arm verdorrte, so ward er angebunden. Die Gläubigen preisen den heiligen Mann, doch wird er bald sterben, siehe seine Züge. Es war sein schändlichster Wunsch, in Venares zu sterben. Drei Jahre wartet er auf seinen Tod!“

„Und jene großen Schirme, Rampasan?“

„Sind für die Kranken und Schwachen, Sahib, der Sonne Glut würde sie töten, ehe sie abetelt!“

Wir fahren in diesem Augenblicke so nahe an eine Gruppe von Betenden heran, daß der Stab und die Ruder die Körper der Menschen fast berühren. Sie sahen es nicht, in Veräcung standen sie, den Blick bald auf den Fluß, bald auf den Himmel gerichtet.

Die vornehmen Frauen und Mädchen entkleideten sich schamhaft hinter primitiven Bambuswänden, legten ein leichtes Gazetuch über die Schulter und sprangen jämeln in den Fluß. Ich konnte nicht verhindern, daß mein Stab dicht an ihnen vorbeiführ. Sie erhoben die Hände zur Augenhöhe, um ihr Gesicht zu verdecken.

Am Ufer war eine Art Scheiterhaufen errichtet, eine Leiche lag darauf und verkohlte langsam. Um Scheiterhaufen und Leichen baden die Menschen und trufen dieses Wasser! Denn hier ist die heiligste Stelle.

Auf dem Felsen sitzt einiam Hagend eine Frau. Wie leicht die Witwe des Toten, dem man das Lebt: Was im Ganges bereitet?

„So ist es, Herr, jener Stein heißt der Witwenstein. Bis vor wenigen Jahrzehnten wurde hier die Witwe mit dem toten Gatten verbrannt.“

„Einen Dohlen, eine Schlange, eine Raus, magt ihr Gindus nicht zu töten und vergreift euch da an dem edelsten Geschöpf, das der Herrgott schuf.“

„Noch erkennst du die eisernen Fesseln und Ketten, die die Kernsten hielten.“

„Das muß ein grauamere, ein entsetzlicher Tod gewesen sein!“

„Mein, Herr!“

„Wie, du willst behaupten, daß ein solch qualvolles Ende auf dem Scheiterhaufen nicht entsetzliche Todesqualen für das Opfer bedeutete? Weshalb bedient man sich denn der Ketten und Fesseln?“

Rampasan zögerte einen Augenblick mit der Antwort, zupfte verlegen an seinem Kermel herum, meinte dann kleinlaut: „Herr, es kam vor, daß die dem Tode Geweihte in letzter Stunde schwach wurde. Da aber der „sati“, so heißt das Verbrennen der Witwe, eine von den Göttern befohlene Einrichtung ist, so gab es kein Zurück. Neue Ketten ließen ihr Opfer nicht los und Trommelwirbel erklangen die Sämerzenschreie.“

In diesem Augenblick sprühte ein Funkenregen von dem Scheiterhaufen empor. Ein Schwarzer triß das niedergebrannte Feuer auseinander. Stimmendes Holz, verkohlte Menschenknochen stieben auseinander, ein Schädel rollte die Böschung hinab in den Fluß. Als nunmehr der Schwarze die Ueberreste tollends zusammenkehrte und sie dem davon-

schwimmenden Schmelz nachwarf, da wandte ich entsetzt den Blick.

Mein Diener lag auf dem Deck des Bootes und betete — er betete laut: „O, ihr Götter, gewährt auch mir solch rühmvolles Ende in den Blüten des Ganges, nehmt auch meine sterblichen Ueberreste dereinst gnädig in eurem heiligen Strom auf!“

Dann wandte Kampolan sein verklärtes Gesicht mir zu: „O Sahib, wieviel Tausende und aber Tausende treten ihre letzte Reise nach Benares an, um hier zu sterben! Glückliche diejenigen, die ihr Ziel erreichen. Hör die Klagen der Frauen dort, Herr, um jene Leiche. Sie war ein junges Mädchen, Herr, denn nicht um das Alter klagt man.“

Die tote lag auf einer blumengeschmückten Bambusbahn mit einem roten Tuch bedeckt, die nackten Hüfte bespülte der Fluß. Vom Scheiterhaufen her näherten sich die Träger, die Frauen erhoben sich.

„Sie wird die nächste Glückliche sein, Sahib!“ Und ich hörte das Beten und Gemurre der Priester im gelben Gewande.

„Eines jeden Menschen Stunde schlägt, dem spät, dem bald, begnadet die, die in Benares sterben.“

Aus dem Werk „Indien, das Wunderland, von O de Fries entnommen, das im Verlag Karl Meißner in Dresden erschienen ist. Der Verfasser berichtet von eigenen Erlebnissen in dem Wunderlande und führt uns in das bunte Reich des indischen Lebens und Sittens und in die Welt des indischen Geistes ein.

Zu Grillparzers Gedächtnis

Von K. Kliche

Am 21. Januar rundet sich ein halbes Jahrhundert, seit Oesterreichs bedeutendster Dramatiker Franz Grillparzer achtzigjährig gestorben ist. Ein müder, verbitterter Greis, schlummerte der Dichter im Gein von Kathi Frölich, seiner „ewigen Frau“, in jenseitigen Gefilde hinüber, aus denen es kein Zurück mehr gibt. Ein Leben, gekrönt mit Ehrentugenden und doch überschattet von Gram und Bedrüb, war aus Mitleid gegangen. Und hatte doch so süßen und verheißungsvollen begonnen!

Bisweilen einige biographische Notizen. Franz Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 als Sohn eines Wiener Advokaten geboren. Mit achtzehn Jahren verlor er seinen Vater, was für ihn bedeutete, das bereits begonnene Rechtsstudium aufzugeben und sich nach einem Brotberuf umzusehen. Hofmeister in Adelsfamilien, belletrische er später der Reihe nach die verschiedenen subalternen Schreibberufe, am schließlich als Archivar zu werden, wurde ihm unter ziemlich ränkenden Umständen besetzt. Wie man überhaupt offiziellerlei den Dichter bei Begehren häufig schikanierte.

Sechszwanzig Jahre war Grillparzer alt, als sein Schicksals-Trauerpiel „Die Ahnfrau“ im Wiener Burgtheater triumphierend über die Bretter ging. An innerlichem Gefühl und Geiste zweifellos kein bedeutendes Werk, dazu hervorgegangen aus einem Vorläufer-Mitleid, das ganz verteuert nach der Hintertreppe röhrt. Jedoch die Sprache des Versdramas offenbarte Gehobtheit, Gedankenfülle und edles Pathos.

Entsprach der anfänglich laute Bühnengewinn keineswegs dem wenig hohen Gehalt des Trauerpiels, so ist von dem nächsten Werk des Dichters, dem Drama „Sappho“ entschieden Befehrer zu sagen. Die Erzählung von der großen griechischen Dichterin wandelte sich im Kopfe Grillparzers zu einem geistig und technisch tiefen und wirkungsvollen Bühnenerfolg. Nicht der Trilogie „Das goldene Vließ“ ist es dasjenige unter den Grillparzerischen Werken, das den Ruhm des Dichters händend durch die Lande trug und das diesen besonders in den letzten zwanzig Jahren unserer Zeit eine neue Urkunde feiern ließ. Im „Goldenen Vließ“ ist es besonders das Schicksal der Medea, das gleichfalls ein der Literatur des Altertums entnommener und von vielen späteren Dichtern gestalteter Stoff), das Grillparzer zu hoher dichterischer Entwicklung gebracht hat. Ein Werk, das Gedantentiefe und Weltanschauungswerte in sich vereinigt.

Hatte das polizeilich abgestimmte, offizielle Meternich-Verzeichnis an diesen beiden der Antike entnommenen Stoffen ebensomäßig etwas anzusehen gehabt, wie an der etwas grauhaarigen „Ahnfrau“, so begann bei dem nächsten Wühnenerfolg des Dichters das bis dahin gleichgültige Vorurteil gegen die in der ganzen Musikwelt zu legen. Grillparzer hatte, angeregt durch die historische Strömung der Romantik, sich auf das Gebiet der mittelalterlichen österreichischen Geschichte begeben und hier „Otto Karls (des Wöhnenkönigs

D. V. Glück und Ende“ gestaltet. Aber so rühmlich für das österreichische Fürstenhaus die Tragödie auch ausfiel, die Zensur vertrat damals den gleichen Standpunkt wie ein Jahrzehnt später die unferre es den Unruhigen Hofensollern-dramen gegenüber beliebte. Dergleichen historische Dinge regen selbst in ihren Einzelheiten zum Nachdenken an, und wo der geschichtliche Stoff nicht gerade von Edelmut trief, dort sieht mans am liebsten, wenn der Sänger schweigt. Der Zensur also gefiel das Werk nicht; sie ließ es in einem Archiv verschwinden und erst nach Jahren voller Kampf und Weger durfte es auf die Bühne. Doch gab man sich auch dann noch alle Mühe, die Zahl der Aufführungen zu beschränken.

Achtliche Schicksale waren dem nächsten Drama beschieden, das mancherlei Unruhigkeiten aus geschichtlichen Zeiten bringt und das die Titelrolle trägt, die sich später Bismarck und Wilton auf ihre Reichensteine wünschten: „Ein Kreuzer Dieners seines Herrn“. Hier probierte man es im Auftrage des Hofes mit jenem Mittel, das noch kein zuweisen Seiten gegen mißliebige Bühler und Zeitungen zuweisen angewendet wird: man versuchte nach der ersten Aufführung dem Dichter das Stück abzulassen, um es für alle Zeiten einzustampfen zu lassen. Doch Grillparzer blieb fest; aufrecht lehnte er, trotz wirtschaftlicher Not, diese Zumutung ab. Das Verdroß nicht zuletzt die Personalisierung der europäischen Reaktion, den Staatskanzler Metternich, der bereits geköpft hatte, in Grillparzer eine ähnlich feste Feder wie die des Gené zu finden.

Uebrigens war das bescheide Werk sozusagen auf Wunsch des Hofes entstanden. Man feierte nämlich eine Königskronung und wünschte ein nationales Festspiel. Die Frucht des Festspiels erlebte dann ein ähnliches Schicksal wie das bekannte Hauptmannsche Jahrbuchfestspiel.

Grillparzer war keineswegs ein politischer Revolutionär. Im Gegenteil: die Zeiten, die Robert Blum auf der Brigittenau und Richard Wagner auf den Dresdener Barricaden sahen, diese Zeiten sahen Franz Grillparzer im bedröhenen Pflasterhüben. In dieser Beziehung blieb er „gutgesinnt“. Kein Wunder, daß er den literarischen Jungdeutschen nicht gefiel. Dennoch ist der Dichter auch fernher von Volke Kampfsentzogen wie Schiller und kein spitzer Spötter wie Heine war, so trug er Klagen und murrend die „unhöflichen Ketten an Händen und Füßen“, oder ging, um sich (vergeblich) seine Seele frisch zu haben, auf Reisen. Später schrieb er in sein Tagebuch, die die Grenzen seiner Kunst verständlich machenden Worte: „Mir wie die Vernachlässigung meines Talents zum Vorwurf macht, der sollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Schicksaligkeit und Dummheit endlich der Geist ermattet, wenn man bei jeder Fingebewegung an den Blafond der Zensur kößt!“

Grillparzer hat später noch mancherlei geschrieben. So das von bunter Klangfülle durchstosste Märchen-drama „Das Leben ein Traum“, die halbe Liebestragödie „Des Leeres und der Liebe Welle“ und schließlich außer einigen weniger bedeutenden Nachlassdramen das Lustspiel „Weh dem, der lügt“. Welch letzteres seinerzeit entschieden abgelehnt wurde, indes seit zwei Jahrzehnten sich die Bühne wieder erobert hat. Außer seinen Dramen hat Franz Grillparzer zwei Bände Lyrik und zwei Romane („Der arme Spielmann“ und „Das Kloster bei Sandomir“) geschrieben. Fortleben wird er jedoch nur als der von Weimars Erbe fürstliche österreichische Dramendichter. Mängel hatten zwar auch seinen Bühnenwerken an, doch sind einige von ihnen von hohem Range. Und besonders die Frauengestalten in diesen sind voller Leben und Schönheit. Nicht zuletzt Sappho und Medea.

In den letzten Lebensjahren sah sich der jahrelang gar nicht beachtete Dichter plötzlich mit Ehren überschüttet. Doch konnte nichts mehr ihn aus seiner gallenhaft verbitterten Griesgramigkeit befreien. In wehmütiger Resignation traf ihn schließlich der Tod.

Erstaunte Leute

Von Ernst Preussner

Der Dulaten

Ein Dulaten lag in der Gasse, in einem elbhaften Hausen, von Kot, Schmutz und Blut.

Viele Menschen gingen vorüber, und einige erblickten das Goldstück. Sie blieben überrascht stehen, sahen verwundert und begehrlich auf die glänzende Münze und wandten sich ab. Da kam ein armer, aber reicherer Landstreicher daher, dem die Ellbogen aus der Jacke und die Beine aus den Stiefeln quakten, verharrete einen Augenblick in Erstaunen und begann, mit seinem Wanderstock in dem Haufen herumzustochern. Er bemühte sich eine ganze Weile, das Goldstück aus seiner Umgebung zu befreien, aber es haßte so fest in dem Schmutz, daß es der Spitze des Stodes stets wieder entglitt. Der Landstreicher sah das Vergebliche seiner Bemühungen ein, hüde sich, irredete die Hand aus, fuhr entsetzt zurück und schüttelte sich.

Inzwischen hatten sich mehrere Zuschauer angesammelt. Darunter befand sich ein Herr in Pelz und Gylinder. Er war groß und stark gebaut, rauchte eine dicke Piarze und lachte über den Landstreicher. Dann hüde er sich, griff in den Schmutz, holte den Dulaten heraus und ging davon.

„Was Truffel!“ hüte er. „Was woll'n Sie?“ Der elegante Herr sah sich erstaunt um. „Ich habe Handgelenke an.“

Gefühllos

Ein Arbeiter hatte seinem Fabrikherrn eine Mitteilung zu machen, die diesem nicht angenehm war, die er aber nicht abwischen konnte. Am seinem Mißvergnügen Ausdruck zu geben, stellte er sich aus Fenster und hüde hinaus. Nach einigen Worten unterbrach der Arbeiter seine Mitteilung und sagte: „Ich wollte mich eigentlich nicht mit Ihrem Müden unterhalten.“ Der Fabrikherr hat, als hüde er die Bemerkung nicht gehört und malte Piarzen an die Schenkel. Der Arbeiter wartete einen Augenblick und sprach dann ruhig: „Wenn Sie mich nicht anständig behandeln, verlasse ich Ihre Fabrik.“ Da hüde ihn der andere sein Gesicht zu und sagte empört und verwundert: „Aber, Mann, ich hüde doch noch kein Wort gesagt!“

Ein Unbankebar

Frau Kommerzienrat Meier hatte ein Abendbrot gegeben, und da sie ebenso sparsam wie human veranlagt war, dauerten sie einige der übriggeliebten Reste. Sie nahm also am anderen Morgen eine irdene Schüssel und arrangierte darin mit Liebe und Kunstfertigkeit ein paar gebrochene Krebse, verschiedene Würstchen, angeloberte Wurstchen und den Rest des italienischen Salats zu einem hübschen, bunten Wüde. Es war so hübsch, daß sie selbst gerührt darüber lächeln und sich ein wenig in die Brust werfen mußte, als sie sagte: „Da, Auguste, bringen Sie das den Portier. Seine armen Kinder hüden immer so hungrige Augen; es tut einem in der Seele weh.“

Drei Minuten später war Auguste wieder da, hielt die Schüssel mit gestreckten Armen vor sich und jappte: „Er hat — er hat —“

„Am Gotteswillen, was hat er, Auguste!“ „Er hat hineingesprakt, gnädige Frau!“ Da rollte Frau Meier entsetzt die Augen; sie war erschrocken.

Für unsere Frauen

Das Kind

Das Grünen ist ein Ausersehen, das Reinen ist ein Sinken, drum laß das Kind zu seiner Zeit die reinen Freuden trinken.

Das Kind in seiner jungen Zeit ist Brennpunkt aller Sonnen, des Hofens hold begrenztes Ziel, des heiligen Glüdes Wronnen.

Wächst es heran, ist nichts mehr sein, muß um die Wette laufen, mit jedem Tag und jeder Piaz sein Leben nun erlaufen.

Der erste Drang der Lieb ist schon des Todes erstes Hödern; ein Korn, das junge Keime treibt, fängt selbst schon an zu modern.

Das Grünen ist ein Ausersehen, das Meinen ist ein Sinken, drum laß das Kind zu seiner Zeit die reinsten Freuden trinken.

Peter Hofegger.

Das Kind und die Strafe

Von Willkam Stern

William Sterns in seiner Art klassisches Werk über die Psychologie der frühen Kindheit, das lange vergiffen war, ist soeben in 2. Auflage erschienen (Quelle u. Werner, Leipzig, geb. 34, geb. 40 H.). Der Verfasser hat darin feiner und seiner Frau jahrelangen Beobachtungen an ihren drei Kindern wissenschaftlich verwerdet und damit für Pädagogen wie Eltern fruchtbar gemacht.

Das schöne Wort Schleiermachers „Die Strafe muß eine abnehmende Größe in der Erziehung sein“ gilt ontogenetisch und phylogenetisch. Im Leben des einzelnen Kindes hat mit steigendem Alter mehr und mehr das negative Erziehungsmittel

der Strafe hinter den positiven — Beispiel, Suggestion, Willensbildung, Belehrung, Anleitung zu eigenem Urteilen — zurückzutreten; demnach wird die Erziehung gewisser Strafmittel am wenigsten entzogen werden können. Im Leben der Menschheit aber ist die Einschränkung des Strafens geradezu ein Index für die Höhe der sittlichen Kultur; darum wird heute weniger und verständiger gestraft als in früheren Jahrhunderten, in höher kultivierten Schichten weniger als in niedrigeren. Betrachten wir kurz, unter welchen Umständen Strafen in der früheren Kindheit nötig sind und in welcher Form sie den Forderungen der psychischen Wirksamkeit und pädagogischen Zwecksetzung am besten entsprechen.

Bestrafung ist zunächst unentbehrlich, um ungewohnten Handlungen zu begegnen, deren Zweckmäßigkeit das Kind nicht verstehen und würdigen kann. Gründe der Gesundheit, der Sauberkeit, der Ordnung und der Sparsamkeit, Hausvorschriften und Regelvorschriften verlangen, daß die Verhaltungen, welche das Kind in ahnungsloser Leiwüdt zu vollführen geneigt ist, mit der Marke „un erlaubt“ versehen werden. Das Kind soll nicht am Finger lutschen, nicht hübsche Krempfen schneiden, nicht die eben geäuberte Stube beschnüden usw. Und da das Hübe, wenn auch hüdtig wiederholte Verbieten bei der Vergeßlichkeit des Kindes und seinem Aufgehen im Gegenwartsaffekt nicht ausreicht, so müssen härtere Hemmungsmechanismen geschaffen werden durch assoziierte Unlustaffekte. Hier hat also die Strafe noch keine moralische Bedeutung, sondern bloß abschreckenden Zweck; sie soll künstlich eine ähnliche Wirkung erzeugen, wie sie in natürlicher Form durch den Satz „Gebranntes Kind scheut das Feuer“ gekennzeichnet ist. Dies Ziel der Abschreckung kann freilich dadurch leicht illusorisch gemacht werden, daß mit der Strafe nicht sparsam umgegangen wird.

Ein zweites Strafmotiv liegt vor beim Zusammenstoßen von Erzieherwillen und Kindeswillen. Die Ueberwindung des kindlichen Eigenwillens und Trokes ist erforderlich, nicht nur, weil das Ziel des Erzieherwillens durchschnittlich das Wertvollere ist und gerade im Interesse des Kindes erreicht werden muß, sondern auch deshalb, weil das Kind zur Selbstbeherrschung und zur Fügung unter eine Autorität fähig werden muß. So ist auch hier Bestrafung nicht zu vermeiden. Freilich möge man sich dessen bewußt bleiben, daß auch Eigenwillen und Auflehnung nur Zerbilder einer an sich wertvollen Anlage des Kindes, nämlich seines Selbstständigkeitsstrebens sind; und da die Erziehung zum Gehoriam nicht Selbstzwang, sondern nur Vorbereitung und Vorbedingung für die höheren Zwecke der Erziehung zur Selbstverantwortlichkeit ist, so hüte man sich, aus der Bekämpfung des Eigenwillens eine Erlötung des eigenen Willens zu machen. Selbst für die frühe Kindheit darf Kadavergehorsam und mechanisch funktionierender Drill nicht als Inbegriff der Erziehungsziele gelten.

Das dritte Objekt der Bestrafung endlich sind solche Handlungen, die als Anzeichen minderwertiger Charakterzüge — der Unachtsamkeit, der Unaufrichtigkeit, der Grausamkeit usw. — aufzufassen sind. Hier hat die Erziehung besondere Vorhüt zu üben. Zunächst nämlich ist es schon irreführend, beim kleinen Kinde von „Charakterzügen“ zu sprechen. Wohl bringt das Kind gewisse Anlagen mit, aber diese sind ursprünglich noch nicht eindeutig determiniert, sondern entwickeln sich erst nach dieser oder jener Richtung zu dauernden Eigenschaften. Unter den mitwirkenden Umgebungseinflüssen aber ist die Strafe selbst einer der bedeutendsten. Sie kann bei zu großer Häufigung und Härte dem Kinde das einzige ihm zur Verfügung stehende Abwehrmittel, die Geheimhaltung und Verhütung, nahelegen und so die Neigung zur Vertuschung und Vertuschung erst erwecken oder zum mindesten verhärtet. Unpädagogische Bestrafung fördert also unter Umständen das, was sie bekämpfen soll.

Eine weitere Schwierigkeit für die Bestrafung moralischer Handlungen liegt in der Deutung dieser Handlungen. Denn der Erwachsene beurteilt nur gar zu leicht das Tun des Kindes nach dem Maßstabe seiner eigenen Moral, nennt z. B. Lüge, was den äußeren Anschein der Unwahrheit trägt, und gibt sich nicht davon Rechenschaft, daß die psychologischen Bedingungen dieser Ercheinung beim Kinde völlig andere sein können, als er sie aus der Psyche der Erwachsenen kennt. Hier führt also mangelnde psychologische Erkenntnis zu einem verfehlten Rigorismus, der vom Kinde Tugenden fordert, zu denen es noch gar nicht fähig ist und ihm Koller vorwirft und anrechnet — mit denen es durch diese Vorhaltungen zum Teil oft verkrüßt bekannt gemacht wird. Wie viele Kinder würden noch lange im Paradieseszustande der Lügenfremdheit durch die Welt gehen, wenn ihnen nicht vorzeitig durch den Verdammungsspruch „du lügst ja!“ erst aufgedrängt worden wäre, daß es so etwas wie Lüge gibt.

Wer auf die Welt gekommen ist, sie ernstlich und in den wichtigsten Dingen zu belehren, der kann von Glück sagen, wenn er mit heiler Haut davonkommt.

Fritz Schönbauer.